

Wilhelm erhielt, als man ihn in Freiheit setzte, alle seine Papiere zurück und eilte vergnügt in seine Wohnung, wo er Briefe aus Hühnenthal fand, die eben mit der Post eingelaufen waren.

34.

Die Dichterin.

Wenn ein junger Bursch von seiner Mutter und seinem Mädchen zugleich Briefe bekommt, so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß er das Siegel der Liebe zuerst erbricht. Auch Wilhelm machte von dieser Regel keine Ausnahme; wir aber wollen in der Erzählung des Inhalts der Briefe dem mütterlichen Schreiben den Rang lassen.

Madame Frank schalt weidlich, daß Wilhelm mit Amorn zu Falle gekommen war und sich dadurch der Geheimen Rätbin übel empfohlen hatte. Sie hielt, wie ihre Jugendfreundin, jenes Unglück für eine böse Vorbedeutung, und ermahnte dringend, den mächtigen Gott durch Reue und Leid zu versöhnen und ihn nicht auf's Neue durch Kaltfinn zu erzürnen, wenn er ihm etwa aus den Augen des Fräuleins Alfing gefällig zulächeln sollte. „Ist Dir“ — schrieb sie weiter — „Luisens und ihrer Eltern Wohl und Wehe nicht gleichgültig, so gib ja alle Liebesgedanken an dieses Mädchen auf und lege Deinen kindlichen Gehorsam gegen uns durch einen baldigen Herzensverein mit gedachtem Fräulein an den Tag: denn Dein Vater ist auf die Wigand'sche Familie sehr aufgebracht, hat mit dem Alten seit Deiner Abreise kein Wort wieder gesprochen, und ich befürchte schlimme Auftritte, wenn Du fortfahren solltest,

dieser Leute wegen unsern Wünschen und Entwürfen entgegen zu handeln.“ — Am Schluß befahl sie, einen an die Geheime Rätbin beigelegten Brief persönlich zu übergeben, und ermahnte dabei, das Haus derselben fleißig zu besuchen, seiner unartigen Freimüthigkeit aber Raum und Gebiß anzulegen, und besonders die gute Dame nicht zu verspotten, wenn sie auf ihrem griechischen Steckenpferde vor seinen Augen herumgaloppire.

Luisens Briefchen war ein Erguß natürlicher Zärtlichkeit, von einigen Strophen begleitet, die wir zur Probe, wie weit es das liebende Mädchen ohne den von ihrem vormaligen Lehrer so sehr empfohlenen poetischen Trichter in der Dichtkunst gebracht hatte, hier mittheilen wollen.

Das Herz ist mir so enge,
So enge mir das Haus!
O trügen leichte Flügel
Mich über Thal und Hügel
Weit in die Welt hinaus!

Mir war mein kleines Dörschen
Ein Paradies zuvor;
Nun mücht' ich von ihm scheiden,
Denn seine stillen Freuden
Umhüllt ein Trauerflor.

Wie reizlos dünkt mich alles,
Was ich gern hör' und sah!
Die Lerche singt mir heißer,
Und wie verdorrte Reiser
Stehn meine Blumen da.

Die Seele meines Lebens,
Mein Wilhelm, zog zur Stadt,
Die goldene Paläste,
Die königliche Feste
Und zarte Schönen hat.

Ach, ob er wohl das Mädchen
 Der Hütte dort vergaß,
 Das jenen Wonnequellen
 Nichts kann entgegenstellen
 Als Liebe sonder Maß? —

Wilhelm küßte das Liedchen und zeigte es seinem Freunde.

„Recht artig!“ — sprach Antonio: „Um vieles besser, als manche Verse, die von hochberühmten Dichtern gemacht und von ihren Schmeichlern und tausend nachplaudernden Papchen mit wahrer Lobwuth gepriesen werden. Wer es in Deutschland dahin gebracht hat, daß er für den Hahn im poetischen Korbe gilt, der darf allenfalls nur ein Paar Wörtchen im Schlafe lassen, so ist flugs ein dienstfertiger Herold bei der Hand, der sie als einen Götterspruch ausruft und ein großes Gefolge von Knaben hinter sich hat, die beifällig jauchzen und jubeln und in die Hände klatschen. Ein solcher Ruhmschreier und Tonangeber gemahnt mich, wie ein Leithammel, dem die ganze einfältige Heerde durch Dick und Dünn nachzottelt, wenn er mit seiner helltönenden Halsglocke vorangeht. — Ei, meinethwegen möchte dieß Lob- und Ehrengetümmel noch größer seyn, wenn's der Gegenstand nur immer verdiente! Aber man betrachte doch manches vergötterte Werk und Werklein in der Nähe! Was ist's weiter, als ein gemeiner böhmischer Kiesel, der blindlings für einen kostbaren Diamanten anerkannt wird, weil ihn ein Reicher am Finger trägt? — Ein Anderer hingegen, der nicht im Rufe des Reichthums steht, kann die echten Diamanten besitzen und zeigen, sie werden doch für Kiesel angesehen und verachtet. — Diese kindische Verblendung, diese skla-

vische Parteilichkeit, die bei keiner Nation so weit als in Deutschland getrieben wird, erinnert mich manchmal an das Geschichtchen von den beiden Seifensiedern, das Ihnen, lieber Frank, wahrscheinlich bekannt ist.“ —

„Kein Wort weiß ich davon;“ sprach Wilhelm, der bei der Anrede wie aus einem Traum erwachte. Er hatte von des Buchhändlers Glossen wenig gehört; sein abwesender Geist war bei Luise.

„In einer niedersächsischen Stadt“ — fuhr Antonio, trotz der Unachtsamkeit seines Zuhörers, fort — „wohnten vor alten Zeiten zwei Seifensieder einander gegenüber.

Der eine war ein gemächlicher Großthuer, der andere ein bescheidener, fleißiger Mann. Jener dünkte sich zu vornehm, sein Geschäft mit Anstrengung zu treiben. Er schleuderte die Waare nur nachlässig hin, ließ jedoch über seiner Hausthür eine ungeheure Tafel befestigen, worauf mit ellenlangen goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Hier ist die beste Seife zu haben.“ — Die halbe Stadt kam gelaufen, begaffte die glänzende Inschrift, drängte sich ins Haus, kaufte hitzig den ganzen Vorrath und schlug sich darum. So ging's nun alle Tage. Die Seife war herzlich schlecht; doch der blinde Glaube an ihre Vortrefflichkeit that Wunder. Wer so unglücklich war, keine zu bekommen, der wusch sich und seine Wäsche lieber nicht, als daß er in einen andern Laden gegangen wäre. Der ehrliche Mann gegenüber sott Seife, die zehnmal besser war, als jene beste: aber was half's? Er hatte dennoch keine Kunden, saß einsam und betrübt an seinem Fenster und sah mit weinenden Augen dem Spektakel zu. In Gefahr, zu verhungern, hängte er endlich auch über seiner Thür ein kleines Täfelein aus, auf welchem man die Worte las:

Helf Gott mit Gnaden!
Hier wird of Sepe gefaden.

Ob ihn dieser Nothschuß vom Untergange gerettet hat, weiß ich nicht; der naive Reim ward aber in der Folge zum Sprichwort, und wär' ein passendes Motto für die Werke vieler achtungswerthen Schriftsteller, denen man kalt begegnet und nie Gerechtigkeit widerfahren läßt, weil sie sich, vom Hochdünkel entfernt, keinen vornehmen Ton anmaßen, weder Herolde besolden, noch Leithämmel füttern, und überhaupt alle unrechtlichen Schleichwege zum Ruhm verachten. — Ein gemeiner Soldat, sagt Wieland*, der bloß durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall emporstiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der — ohne von einer Clique zu seyn, ohne seinen Ruhm den dermaligen Potentaten der Gelehrtenrepublik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Klientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen, immer schlagfertigen Anhang gemacht zu haben, — bloß durch eigenes Verdienst zum ruhigen Besiß eines unangefochtenen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, — ein solcher Autor, sagt er, wäre eine noch viel größere Seltenheit. — Ohne jene Hülfsmittel erwartet den trefflichsten Schriftsteller das Schicksal, in geheim mit Vergnügen gelesen, in's Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken, oder wenn's am Besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden.“ — —

* Im Sendschreiben an einen jungen Dichter, das sich im 24. Bande seiner sämmtlichen Werke befindet.

Antonio glossirte noch weiter; es ist aber die höchste Zeit, ihm den Mund und dieses Kapitel zu schließen; sonst schließen die Leser, die nur Geschichte und nichts als Geschichte verlangen, das ganze Buch. Sie haben vielleicht ohnedies schon in der Gerichtsstube lange Weile gehabt. —

35.

Die Excellenzen.

Aus Gehorsam gegen seine Mutter entschloß sich Wilhelm, wiewohl sehr ungern, den griechischen Palast wieder zu betreten und der Geheimen Rätthin das an sie gerichtete Schreiben zu übergeben. Indem er sich zu dieser Visite ankleidet, gewinnen wir Zeit, den Leser mit den beiden sogenannten Excellenzen näher bekannt zu machen.

Die gnädige Frau stammte aus einer ahnenreichen, aber geldarmen Familie. Ihre Eltern starben früh, und hinterließen ihr, ungeachtet sie das einzige Kind war, nur eine Kleinigkeit von einigen hundert Thalern. Sie lebte nun als Waise bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr bei einer Tante; und sah sich nach allen Himmelsgegenden um, ob nicht irgendwo ein Bräutigam herkommen wollte. Aber es erschien keiner: denn sie war (wie wir schon an einem andern Orte erwähnten) nicht reizend gebildet.

Da ihr das Gnadenbrod der grämlichen Tante nach und nach unverdaulich ward, so faßte sie den Entschluß, auf ihre eigene Hand zu leben. Ein kühnes Wagstück, wenn man kaum fünfhundert Thaler beherrscht und zum Arbeiten weder Lust noch Geschick hat! Doch sie wußte sich